Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 48 (1944-1945)
Heft: 2

Artikel: Vom Gold der Ähren
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663073

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ten und hatte es auf Grund ihrer tropischen Herkunft anfänglich nicht leicht, sich in kälteren Zonen festzusetzen. Und bald begannen die Züchtungsversuche. Eine Verwirrung entstand, als unverhofft die Dahlia durch einen Berliner 1803 zu Ehren des Petersburger Botanikers Georgi Georgina genannt wurde. Der Name blieb und wurde vielerorts bis in unsere Zeit so beibehalten.

Die Züchter haben im Lauf der Jahre zahllose Neuheiten geschaffen. Es ist erstaunlich, ja fast unglaublich, daß über 10 000 Namen in allen Landessprachen erschienen. Die Idiome weisen auf die verschiedenen Länder hin, in denen die einzelnen Schöpfungen zum erstenmal auftauchten. Auf schweizerische Herkunft dürfen wir schließen zum Beispiel bei den Bezeichnungen „General Dufour", „Bundesrat Motta", „Zürcher Stolz" oder „Carl Spitteler". In originellen Kreuzungen gelingt es dem Gärtner, nach seinem Willen und seiner Phantasie besondere Varietäten hervorzubringen. Das Werk der Bienen oder des Windes wird in weiser Hantierung vom Züchter übernommen, indem er den Pollenstaub der väterlichen Pflanze auf die Griffel der mütterlichen überträgt. So waltet nicht mehr der Zufall, und der Mensch greift planvoll in das Wunderreich der Natur.

Inzwischen hat sich die Dahlie ein weites Feld erobert. In manchem ländlichen und städtischen Garten hat sie sich heimisch gemacht, sie schmückt ganze Anlagen und schafft Winkel von unerhörter Üppigkeit. Die Blumen werden zu Kränzen gewunden oder in eine Vase gestellt, um als festlicher Schmuck eine Stube zu beleben.

Überall sind sie willkommen. Freude strömt von ihnen aus, und sie bezeugen auf immer neue Weise, was die Natur in ihren blühenden Erfindungen zu schaffen vermag.

Und wir? Wir halten es mit dem begeisterten und so erfolgreichen Dahlienfreund Albert Hoffmann, der im Zusammenhang mit der Züchtungsgeschichte der Dahlie so schön sagt: „Freuen wir uns dieser Tatsache, daß es immer noch Menschen gibt, die im Zeitalter der Zerstörung ihre Freude, ihre Ideale in den göttlichen Schöpfungen solcher immer wieder mit neuen Überraschungen aufwartenden Blumenkinder finden und dadurch den Glauben an das Schöne, Herrliche und Erhabene der Zukunft unseres Erdendaseins nicht verlieren!"

Ernst Eschmann.

Vom Gold der Ähren

Eine Jugenderinnerung von Alfred Huggenberger.

Kann der Sinn für die Unverletzlichkeit eines reifenden Kornfeldes, die beinahe schwärmerische Achtung vor jeder einzelnen bei der Erntearbeit abgebrochenen Ähre je in einem Menschen tiefer verwurzelt gewesen sein, als das bei meinem Vater der Fall war? Ich glaube es kaum. Er war als Bauer in vielen Dingen unpraktisch, nicht geschickt, die höchsten Erträge herauszubringen. Aber was einmal da war, was Baum und Trift, Weinberg und Ackerzelge geschenkt hatten, das war heiliges Gut. Die Mißachtung auch der allergeringsten Gottesgabe bedeutete in seinen Augen sündhafte Schändung.

Das war auch der tiefere Grund dafür, daß sich auf unserem Heimwesen die Sichel noch einige Sommer hindurch hartnäckig behauptete, während bereits die meisten Landwirte der Gegend ihr Getreide mit der Sense niederlegten. Die Dreschmaschine hatte diese Neuerung besonders begünstigt; es kam nicht mehr wie beim Flegeldreschen darauf an, ob die Garben geschlacht und sauber, fast wie gekämmt auf den Wagen und in die Tenne kamen: die Maschine schlang und entkörnte sie doch.

Das Fruchtschneiden mit der Sichel war eine zeitraubende und insbesondere wegen des ewigen Bückens mühselige Arbeit; doch der Vater stellte darauf ab, daß seine Eltern und Voreltern dabei auch alt geworden seien. „Mit der neumodigen Sauerei soll man mir überhaupt nicht kommen," das war immer sein letztes Wort. „Was hab ich für einen Genuß von einem schönen Kornacker, wenn ich mir denken muß, die Hälfte der Ähren werde mit den Schuhen zerstampft und nachher untergeackert?" Item, es wurde geschnitten und nicht gemäht. Die andern mochten es halten nach ihrem Gutfinden.

Solang man sozusagen von nichts anderem

wußte, solang das verlockende Beispiel nicht zu sehr in die Nähe kam, ging es noch an. Unser kleiner, treu verbündeter Schnitterharst rückte damals gewiß nie gedrückt und unfroh mit den frisch gedengelten Sicheln aus. Vom Beispiel und Zuspruch der unermüdlichen Mutter angesteckt, von ihrem Lob und Tadel angefeuert oder beschämt, trieben wir in schneckenlangsamem, aber auch schnecken-nachdrücklichem Vorrücken einen „Jaa" nach dem andern in den dichten Halmenwald vor, bis der Acker sich endlich vor der unablässigen Mühewerbung ergeben mußte. Von Geringachten des eigenen Vollbringens keine Spur. Noch war des Schnitters treues Werken sowie dessen altgeheiligtes Symbol von einem goldenen Schein umflossen. Zwar brachte der Siegeszug der Sense diesen schönen Schein gemach zum Verblassen, und das neue Wesen machte auch an den Grenzen unseres Bannes keineswegs halt; doch mein Vater hielt auf dem bedrohten Posten unerschüttert stand. Wir fanden das auch selbstverständlich und recht, keines dachte vorläufig noch daran, daß es in absehbarer Zeit eine Änderung geben könnte. Als dann auch unser Nachbar Stoller am Sichelpfosten in seinem Geschirrschopf vorbeiging und nach der Sense langte, als er gleich am ersten Tag ein Weizenfeld in drei Stunden niederlegte, während sich nebenan auf einem wenig größeren Acker unsere ganze Familie bis in den Abend hinein abplagen mußte, wagten sich freilich einige rebellische Bemerkungen an die Oberfläche; sie fanden indes keinen starken Nachhall. „Der hört wieder auf, wie er angefangen hat," sagte der Vater siegesgewiß voraus.

Andern Tages kam für uns der stattliche Kornacker auf dem Rebenbuck an die Reihe, und zwar wagte sich unser fünfköpfiges Aufgebot allein an die Arbeit hin, denn der Vater mußte einem auswärtigen Verwandten die letzte Ehre erweisen.

Es war ein klarer Sommermorgen; die Sonne stand noch nicht hoch über dem Morgenwald, als wir dem sauern Tagwerk Aug in Aug gegenüberstanden. Auf dem Ährenmeer machte ein leiser Wind kleine zierliche Wellen. Die Mutter wetzte die letzte Sichel und sagte wie gewohnt ihren Spruch her:

E Gottsname ag'fange,
Well Gott, daß mer gern höred!*

Ich hatte den Sinn dieses Arbeitssegens lange nicht richtig auszudeuten gewußt; denn daß jemand beim Schaffen ungern aufhören könnte, das war mir nicht verständlich. Ich begriff erst, wie es gemeint war, als einmal im Nachbardorf ein Mann beim Heuladen rücklings vom Wagen fiel und das Genick brach.

Daß wir Kinder bei der Arbeit nicht griesgrämig und sauertöpfisch werden konnten, das brachte die Mutter ohne große Mühe fertig. Von Jugend auf mit jeder Bauernarbeit vertraut, vermochte sie auch jedem Tagwerk eine helle Seite abzugewinnen. Mit ihrem Schatz von gereimten und ungereimten Lebensweisheiten, Wetterregeln und alten Merkwörtern geizte sie nicht; sie wußte, daß ein Quintchen Freude und ein Brőcklein Kurzweil das Bittere erträglich und das Erträgliche süß machen können.

Ein Süpplein ohne Salz,
Ein Müslein ohne Schmalz,
Eine Rebfrau mit saurem G'sicht,
Bei denen dreien stimmt was nicht.

Nein, meine Mutter war keine von den Seufzerseelen, die immer mit dem Herrgott verzürnt sind. Sie wußte mit ihm umzugehen und anerkannte alles, was er nach ihrem Dafürhalten recht gemacht hatte. Ihr und unser Gesundsein galt ihr als Beweis dafür, daß Gott unsere Ureltern rein nur aus Gutmeinen aus dem Paradies hinausbugsiert habe, weil sie dort beim Nichtstun liederlich oder krank geworden wären.

Im Getreidebeschneiden hatte sie eine so unglaubliche Fertigkeit, daß wir ihr oft staunend zusehen mußten. Das ging wie gehext. Auch meinen zwei ältern Schwestern lief die Arbeit schon ziemlich gut aus der Hand, während mein Bruder und ich uns noch mehr in der Rolle des Lehrbuben bewegten. Wir mußten je und je einmal den Rücken grad machen oder einen aus Ungeschicklichkeit mit der Sichel verletzten Finger verbinden.

Beim Neunuhrimbiß auf dem Rasenbord unterm Schmalzapfelbaum stellte dann freilich jeder seinen Mann. Das war auch eines von den Gottgeschenken, für die sich die Mutter zu Lob und Dank verpflichtet fühlte: unsere immerwährende

* Wolle Gott, daß wir gerne aufhören.

Bereitschaft, uns mit eßbaren Dingen zu beschäftigen, wo und wann sie uns in greifbare Nähe rückten.

Es gibt Höhepunkte im Leben. Für mich wie auch für den übrigen Familiennachwuchs waren diese Höhepunkte um jene Zeit nicht zu dünn gesät, denn wir rechneten dazu einstimmig auch die auf freier Flur sich abspielende Vertilgung der Zwischenmahlzeiten, die während den strengen Werkwochen von Heuet und Ernte ihren besonderen Reiz dadurch erhielten, daß zum hausgebackenen Brot jedes von uns als leckere Zugabe ein Scheibchen Magerkäse oder gar eine halbe Roßwurst bekam. Der im Baumschatten wartende Henkelkorb, mit einem Leinentüchlein verheißungsvoll zugedeckt, war jeweilen schon lange vor dem großen Augenblick der Brennpunkt unserer Gedanken, der unweigerlich näherrückende Wunderstern, von dem sogar die Arbeit einen dünnen Strahl abbekam.

Und heute war es der Mutter gelungen, unsere Erwartungsfreude mit ein paar vielsagenden und doch nichts verratenden Worten noch höher zu spannen. Ganz im heimlichen hatte sie am frühen Morgen die ersten Apfelküchlein dieses Sommers gebacken. In der großen braunen Schüssel wohlverwahrt, entstiegen sie noch warm der Tiefe des Korbes. Ja, nun wußten wir, warum sie in den letzten Tagen immer bemüht gewesen war, von den gefallenen Kornäpfeln die schönsten vor unsern Freßmäulern in Sicherheit zu bringen.

„Der Vater kommt heute in Nehrbach auch nicht an einen leeren Tisch, es ist keine Trauerleich," brachte die freundliche Spenderin wie zur Entschuldigung vor. „Da hab ich mir gedacht, wir dürfen uns zur Abwechslung auch einmal etwas Herrenmäßiges erlauben; besonders weil doch die letztjährige Frucht bis nach dem Emdet reicht. Es ist immer gut, wenn man den Garbenstock nicht zu früh anzehren und dazu das Mehl gleich von der Mühle weg verbacken muß.

Mühlewarm und ofenwarm
Macht die reichsten Bauern arm.

Wir durften also mit gutem Gewissen ein bißchen schlemmen. Und wir taten es auch, bewußt und mit der Fähigkeit des Genießens aufs freundlichste begabt. Einträchtig waren wir der Meinung, daß die Küchlein da im Sommerland draußen noch „gäbiger" zu verschmausen seien als daheim am Tisch.

Nachdem das Mahl seiner besonderen Eignung gemäß etwas vorzeitig beendigt war, gönnten wir uns noch ein kurzes Nachgenußweilchen auf unserem anmutig im Gelände gelegenen Flursitz. Die Gutwetteraussichten wurden kennerisch besprochen. Eine Hummel, die, über und über mit Milben behaftet, nicht mehr aus dem Gras aufzufliegen vermochte, ward gemäß mehrheitlichem Beschluß durch schnellen Erlösungstod aus ihrem Elend befreit. Im weitern wollte die Mutter dann wissen, was jedes von uns zuerst machen würde, wenn aus der Hälfte der heut abgeschnittenen Ähren in unserer Abwesenheit Goldstücke geworden wären.

Unwillkürlich wandten wir uns alle um, ob das Wunder am Ende bereits geschehen sei. Nein, es war alles im alten. — Mein Bruder war zuerst mit Raten fertig. Er wollte eine große Sichel kaufen, mit der sich alles noch stehende Korn auf einmal abschneiden ließe; dann brauchten wir nicht mehr zu buckeln, sondern könnten den ganzen Tag hier im Schatten sitzen. Mein Wunsch war schon auf möglichere Dinge gerichtet: mir mußte eine große neue Scheune her mit bequemer Heueinfahrt; dazu zwei dicke braune Pferde, damit ich beim Ackern auch gemächlich neben dem Pfluge herstapfen könne wie der Kaspar Strehlmann in Hannisgrüt. Von meinen Schwestern wollte die eine zur Eröffnung der Glückszeit ein Sofa in unsere Stube gestellt wissen, wie sie es im Kirchdorfer Pfarrhause gesehen; und die andere kaufte für die Mutter ein Seidenkleid, für sich selber ein neues Kirchengesangbuch mit einem Bild darin. —

Glücklich ist, wer seine Bedürfnisse seinen Mitteln anpassen und jedem persönlichen und selbstsüchtigen Wunsche entsagen kann, ohne damit seine Zufriedenheit und seine Ruhe aufzugeben. Heinrich Pestalozzi.